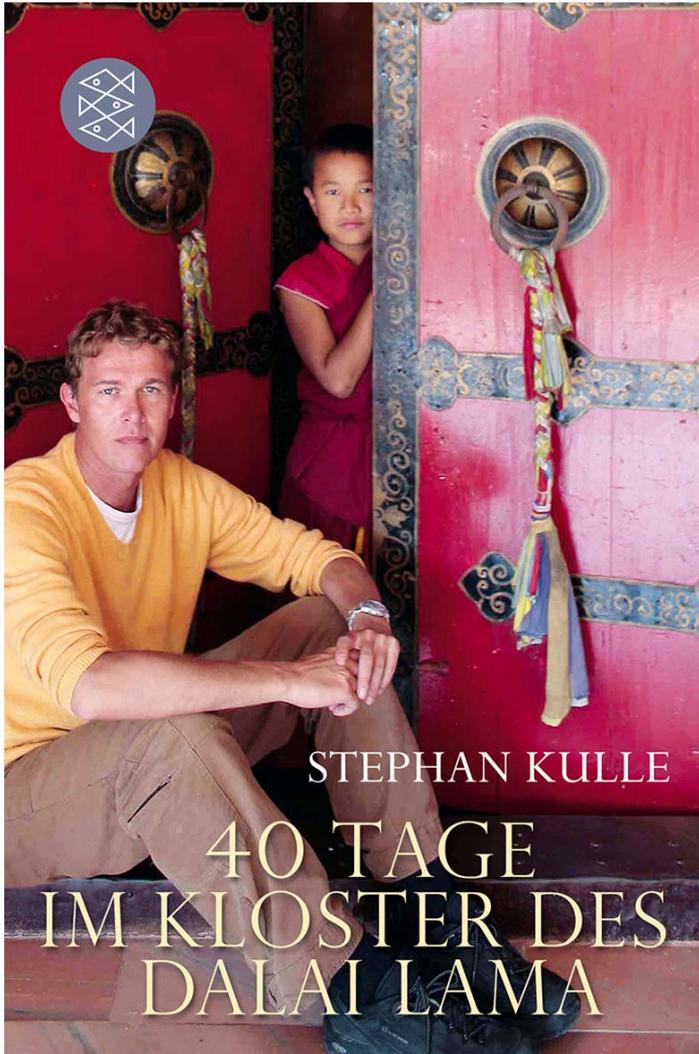


Unverkäufliche Leseprobe des Fischer Taschenbuch Verlages

Stephan Kulle

40 Tage im Kloster des Dalai Lama



Preis €(D) 9,95 | €(A) 10,30 | SFR 15,90

ISBN: 978-3-596-17558-1

Sachbuch, 400 Seiten, Broschur

Fischer Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2010

Harte Landung in einer anderen Welt

Durch ein Tor mit einem schmalen gelben Blechdach betrat ich den Tempelhof des TseChokLing-Klosters. Er war nur halb so groß wie ein Tennisplatz. Rechts und links war er umgeben von flachen Wohngebäuden. Vor einem kreisrunden Rosenbeet lagen zwei Schäferhunde und ließen sich die Sonne auf den Pelz scheinen. Das überraschte mich. Ich hatte hier Mönche in weinroten Roben erwartet, aber keine Hunde. Das hier war schließlich ein Tempel. Zwei dicke rote Pfeiler, die nach oben hin bunt gesäumt waren, stützten den Vorbau des Tempels und trugen ein gelbes spitzes Dach im typisch geschwungenen asiatischen Pagodenstil. Dahinter erhob sich das dreistöckige, in Terrassen angelegte Tempelgebäude, von dessen Dach zwei Tibet-Fahnen an langen Stangen hoch hinauf in den blauen Himmel ragten.

Bei Tageslicht wollte ich zunächst einmal das Kloster erkunden, in dem ich seit vierzehn Stunden zu Gast war. Ich zählte bereits die Stunden, denn es ging mir nicht gut. Verzweifelt war ich. Seit ich am vorigen Abend hier angekommen war, wollte ich am liebsten wieder weg von hier. So etwas kannte ich überhaupt nicht von mir. Ich kam mir vor wie ein kleiner Junge im Ferienlager, der Heimweh hat. Aber es war kein Heimweh. Ich hatte überhaupt noch nie Heimweh gehabt. Der Grund für meine Niedergeschlagenheit lag direkt vor mir – oder besser gesagt: Er umgab mich. Alles hier war auf mich eingestürzt. Schon bei der Fahrt durch Dharamsala war es so, als würden mich die heruntergekommenen und verwitterten Wände der Häuser anspringen und als würde mich der allgegenwärtige Schmutz wegekeln wollen. Ich fühlte mich auch im Kloster, als sei ich im Chaos gelandet.

Alles war anders, als ich gedacht oder wohl eher gehofft hatte. Zum Beispiel der junge Mönch, der mich hier in Empfang genommen hatte. Er entsprach so gar nicht meiner Vorstellung von einem buddhistischen Geistlichen. Ich dachte, die seien alle grenzenlos freundlich. Sanft. Von einer Aura milder Wohltätigkeit umgeben. So dachte ich. Das Gesicht dieses Mönches wirkte aber auf mich eher unfreundlich, sogar richtiggehend böse. Aus keineswegs sanften Gesichtszügen hatten mich finstere Augen angesehen. Seine Miene wies keine Spur von milder Wohl-

tätigkeit auf. Mit knappen und für meine Ohren wenig freundlich klingenden Worten hatte er mir meine Kammer zugewiesen, die Gemeinschaftsdusche und das Gemeinschaftsklo gezeigt. Das war gleich der nächste Schock für mich. Allein das hallende Krachen der großen Riegel an den Türen hatte mich schauern lassen. Mit der Zuvorkommenheit eines Gefängniswärters zeigte mir der Mönch die Räumlichkeiten. Der Anblick und der Zustand der sanitären Anlagen mitsamt der gefliesten Waschrinne ließen mich intensiv über eine Umbuchung des Rückflugs nachdenken. Die Toilette, die ja gar keine Toilette war, jedenfalls keine, wie ich sie kannte, sondern ein Porzellanloch im Boden, machte den Gedanken verlockend, den Aufenthalt hier mit einer Fastenkur zu verbinden. Dieses Etwas soll ich benutzen? Ich wusste nicht einmal wie! Das Warmwasser der Dusche würde bestenfalls einmal am Tag für zwei Leute reichen, schnarrte der Mönch. Man müsste sich dann mit den anderen fünf Gästen absprechen. Die anderen fünf nutzen ganz offensichtlich auch die für deutsche Augen reichlich unakkurat geflieste Waschrinne, die gleich links von der Toilette und der Duschkammer im offenen Vorbau lag.

Das alles wirkte auf mich unangenehm und abstoßend, fast schon feindlich. Ein klarer Fall von Kulturschock.

Die erste Nacht war hart gewesen. Alles roch streng und scharf nach Schimmel, nach ewig feuchtem Bettzeug, das seit langem nicht mehr trocken geworden war. Dazu kam noch der wenig berauschende Duft von Mottenpulver, das anscheinend schon jahrzehntelang in die Zimmer gestreut wurde. Ohne nennenswertes Ergebnis, im Übrigen.

Das hier ist nicht meine Welt, dachte ich wieder und fühlte, wie ich noch weiter in meiner Traurigkeit versank. Was war nur los mit mir? Ich war doch nicht mehr acht Jahre alt. Ich war doch verdammt nochmal kein kleines Kind mehr. Ich hatte mir das doch alles selbst so ausgesucht und entschieden, dass ich vierzig Tage an diesem Ort bleiben wollte.

Vierzig Tage! Die bekanntesten Beispiele für eine solche Zeitspanne sind die vierzig Tage Jesu Christi in der Wüste, die Fastenzeit zwischen Aschermittwoch und Ostern und auch die Exerzitien von Ignatius von Loyola. Diese Beispiele stehen allesamt für harte und asketische Zeiten. Jedoch hatte ich in diesem Zusammenhang kaum an eine mögliche Zumutung gedacht, als an die Anzahl an sich. Vierzig Tage fand ich reiz-

voll, weil diese Zeitspanne für die Besinnung auf sein eigenes Leben und für die allmähliche Öffnung zu neuen Erkenntnissen und spirituellen Erlebnissen hilfreich sein kann, jedenfalls traditionell.

Doch schon nach nicht einmal vierundzwanzig Stunden war ich mir sicher, dass ich das hier nicht schaffen werde. Ich wollte die Welt des Dalai Lama kennenlernen, sein Kloster, seine Stadt. Ich wollte ein Gefühl dafür bekommen, was den Reiz des Ortes ausmacht, den manche in ihren Berichten als heilig beschrieben hatten. Angeblich könne man spüren, wie das Charisma des 14. Dalai Lama von hier aus in alle Welt ausstrahlt. Das war ja der Grund, weswegen ich hierher nach Nordindien an den Fuß des Himalaya gekommen war. Hierher ins Exil des Dalai Lama. Es war nicht meine Abenteuerlust oder der Drang, einfach für eine Zeit auszusteigen, mal etwas ganz anderes erleben zu wollen, oder vielleicht der Wunsch, meine Grenzen zu testen.

Anscheinend war ich aber dennoch bereits nach einer Nacht an meine Grenzen gestoßen. Dabei bin ich einiges in meinem Leben gewöhnt. Ich habe die Kindheit und Jugend in der DDR überstanden, habe einen schweren Verkehrsunfall und eine Querschnittlähmung überlebt und bin auch schon in manch andere missliche Lagen geraten. Gerade deshalb war ich nicht darauf vorbereitet gewesen, so davon getroffen zu werden, dass die Unterkünfte und hygienischen Standards Indiens nun mal nicht denjenigen Westeuropas entsprechen. Das wusste ich natürlich auch schon vorher. Aber gerade in den ersten Tagen musste ich feststellen, dass von einer Sache wissen und die Sache erleben tatsächlich zwei Paar Schuhe sind. Auch das wusste ich schon vorher. Aber in der jeweiligen Situation haut einen diese Erkenntnis doch immer noch zunächst einmal aus den Schuhen.

Am obersten Treppenabsatz beim Tempeleingang ließ ich mich auf den rosafarbenen Marmorfliesen nieder, um die Sonne zu genießen. Die Wärme konnte mir in diesem Moment nur gut tun. Ich schloss die Augen und gab mich meinem Selbstmitleid hin. Als ich nach einer ganzen Weile meine Augen wieder öffnete, sah ich ein Gesicht vor mir. »Deine Augen sind traurig«, sprach es mich unvermittelt an. »Warum?«, setzte es nach, bevor ich antworten konnte. Ein Mönch, vielleicht sieb-zehn bis zwanzig Jahre alt, hatte sich ganz dicht vor mir auf die vorletzte Stufe der Treppe gehockt und sah mich mit seinen großen klaren Au-

gen unverwandt an. Ich war leicht erschrocken, weil ich sein Kommen nicht bemerkt hatte. Und außerdem, was war das für eine Frage? Warum meine Augen traurig sind? Darauf konnte ich gar nichts antworten. Also stammelte ich irgendwas Ausweichendes wie: »Ja, äh, ja, kann sein ... Äh, vielleicht ...«

»Du musst das ändern!«, sagte er dann ernst, aber mit einem sehr mitfühlenden Gesichtsausdruck. Ich muss was? »Das ändern«? Was will dieser Mönch von mir? Ich war überfordert und sah kurz auf meine gekreuzten Beine, dann wieder in sein Gesicht. Seine Augen fixierten mich, als versuchte er meine Gedanken zu lesen. Es war mir wahrscheinlich auf den ersten Blick anzusehen, wie es mir ging – da brauchte man kein großer Experte im Gedankenlesen zu sein. Aber er sah mich weiterhin mit diesem eigenartig forschenden Blick an. Ein Blick, dem ich mich seltsam ausgeliefert fühlte. Dieser junge Mönch hatte nicht so ein strenges Gesicht wie der Mönch von gestern Abend, ganz im Gegenteil. Er wirkte freundlich und charismatisch. Er hatte feine Gesichtszüge mit stark ausgeprägten Wangenknochen. Seine schwarzen Haare waren kurzgeschnitten, und die dunkelroten Tücher seines Mönchsgewands waren sorgsam auf die traditionelle Art um Schulter und Hals geschlungen.

Aber was bitte sollte ich ihm bloß antworten? »Du musst das ändern!«, hatte er gesagt. Das sagt sich leicht. Ich fühlte mich außer Stande, etwas zu ändern. Meinte er meine Traurigkeit oder gar mein Leben? Und wieder stammelte ich etwas vor mich hin. Ich wusste einfach nicht, wie ich angemessen auf diese merkwürdige Aufforderung reagieren sollte. Ich sah immer wieder unschlüssig zu Boden und wieder herauf zu ihm. Seine Augen waren wirklich unglaublich. Sie strahlten gleichzeitig Tiefgründigkeit und Fröhlichkeit aus und ließen bei all dem auch gelegentlich ein freches Aufblitzen erkennen. Sie waren von einer ungewöhnlichen, hellbraunen Farbe. Fast wie Honig. Er sah mich noch immer mit dem gleichen schwer deutbaren Ausdruck an. Ich schämte mich dafür, dass ich nicht in der Lage war, ihm mit derselben Freundlichkeit und Offenheit zu begegnen wie er mir. Während ich tief durchatmete, schloss ich meine Augen kurz, denn ich fühlte mich überfordert.

»Was willst du jetzt machen?«, fragte er dann. Ich sah ihn wieder an, den jungen Mönch, dessen Blick mich immer noch fest fixierte. »Ich weiß im Moment nicht ..., also ... ich weiß es nicht«, war alles, was mir

dazu einfiel, wohl wissend, dass das keine Antwort war. Verzweifelt seufzte ich und hob meine Arme leicht an, um meine Ratlosigkeit auch gestisch zu unterstreichen. Der Grund, weshalb mich diese Begegnung so verstörte, war, dass er mir genau die Frage stellte, die mich momentan umtrieb und bedrückte: Was will ich jetzt machen? Ich hatte bereits erwogen, den Rückflug vorzuziehen oder nach einem bequemen Hotel zu suchen.

Ich schloss erneut meine Augen. Ich wusste nicht, warum. Eigentlich ist es unhöflich, sich auf diese Weise aus einer Unterhaltung auszuklinken. Dennoch konnte ich mich innerlich nicht gegen einen ungewollten Drang wehren, meine Augen zu schließen. Vielleicht für fünf, vielleicht für zehn Sekunden. Ich atmete tief durch, schüttelte unmerklich den Kopf und öffnete meine Augen wieder. Er war weg. Da saß kein Mönch mehr vor mir. Seltsam. Gerade war er noch da und stellte mir Fragen, wie ich sie mir insgeheim selber gerade stellte, und dann verschwand er einfach ohne einen Gruß.

Ich schaute etwas verunsichert über den kleinen Tempelvorhof und konnte niemanden entdecken. Von dem Mönch fehlte jede Spur.

Ich wusste nicht, warum, aber ich begann, tief ein- und auszuatmen. Es war, als wäre die Luft ganz unverbraucht und frisch, wie neu. Mit jedem Atemzug fühlte ich Kraft in mir aufsteigen. Ich stellte fest, dass ich richtiggehend aufgeregter war. Ich spürte sogar meinen Puls im Hals. Diese Begegnung eben war so bewegend und ungewöhnlich, weil alles, was er gesprochen hatte, ungewöhnlich war und mich bis ins Mark getroffen hatte.

Mit einem Hüpfen landete urplötzlich ein kleiner Mönch auf der Schwelle des Portals zum Klosterhof. Ich erschrak schon wieder. Er blieb stehen und sah mich aus schmalen Augen an. Eine Hand stemmte er in die Hüfte, mit der anderen stützte er sich am Torpfosten ab. Er mochte etwa zehn Jahre alt sein. Nach wenigen Augenblicken war sein Auftritt auch schon beendet. Er drehte sich um und hüpfte wieder von dannen. Zumindest diesen Mönch habe ich kommen und gehen sehen, dachte ich bei mir und wunderte mich.

Ich wunderte mich vor allem über mich selbst, denn irgendwas fühlte sich jetzt anders an, anders in mir. Ich konnte nur noch nicht so recht den Finger darauf legen, was es war.